Polem.
2876.

Polem. 2876.

<36635285490017

<36635285490017

Bayer. Staatsbibliothek

2907.

Wahrheiten, Launen und Einfälle

für die

Bedürfnisse des laufenden Zeitalters.

Als

Pendant zu den Charlatanerien

von dem

Verfasser

der Gallerie der Teufel und der Lieblingsstunden.

Biblioth. Oberaltac.

Hamburg,

in Commission

bey dem Buchhändler H. J. Matthiessen.

1785.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Es gilt ganz gleich, von welcher Gattung die Wahrheiten sind, welche ich dem Teutschen Publicum hiermit zur Beherzigung vorlege, und so ists mit den eingemischten Launen und Einfällen, welche allenfalls bloß zur Unterhaltung und zur Aufheiterung trüber Stunden dienen mögten. Auch das dürfte gleich viel seyn, ob die **Wahrheiten** zum Beyspiel einem jeden unter dieser Rubrik richtig und überzeugend vorkommen werden, oder ob mancher sie für ausgemachte Lügen erklären dürfte. Jede Wahrheit, die bloß das Resultat eines freyen Raisonnements ist, sie mag nun

in dem Fache der Moral, der Philosophie überhaupt, oder sonst in irgend einer speculativen Wissenschaft zu Hause gehören, hat das Schicksal, daß sie von Vielen mit Genehmigung und mit Beyfall angenommen, und von Andern widersprochen, folglich für unwahr erklärt wird. — Meinen Wahrheiten wird es nicht besser gehen, als andern Behauptungen der Vernunft, als allen übrigen Resultaten des Nachdenkens und der Erfahrung. Auch das macht mir keine Sorge, daß man überhaupt dafür hält, Wahrheiten würden in dieser Welt nicht gerne gelitten. Ich weis das, und ich habe in meinem Leben oft die Erfahrung gemacht, daß meine Wahrheiten Vielen zum Aergerniß gereichten. Aber Viele nahmen sie auch ganz gut auf, sie wurden genossen, schmeckten dem einen recht gut, und dem andern sehr bitter. — Leser von der letztern Klasse mogten auch wol in dem Fall seyn, wie der Patient,

wel-

welcher viel Galle hat, die ihm alles, was er genießt, verbittert. Gesetzt aber, daß hier und da eine Wahrheit an sich selbst bitter wäre, so beliebe man sich zu erinnern, daß bittere Arzeneyen doch oft sehr heilsam in ihren Wirkungen seyn können.

Nur so viel will ich im voraus sagen: Ich denke es in Absicht der Ingredienzien wie ein Arzt zu machen, der seine Recepte so einrichtet, daß sie dienlich seyn sollen, und der sie mit solchen Dingen versetzt, und mittelst eines Säftchens den Patienten beybringt, daß sie auch der Zunge und dem Gaumen behagen. — Die Wahrheit soll nützen, und der Vortrag, so viels seyn kann, nicht ohne Annehmlichkeit sich zu geniessen geben.

Wer sonst mit den **Charlatanerien**, welche vor einigen Jahren in Berlin er-

schienen, und in mancherley Betracht Aufsehen erregten, bekannt ist, wird diese Wahrheiten, Launen und Einfälle nur als einen Pendant zu jenen anzusehen belieben. —

Und nun gehet hin, meine **Wahrheiten**, meine **Einfälle** und **Launen**, und macht in der Welt euer Glück, so gut ihr's machen könnt. Geschrieben Potsdam, den 10. October 1784.

der Verfasser.

Tole-

Toleranz.

Wenn man Voltairen als Philosoph auch nicht für Zunft- und Kathedermäßig erkennen will, und um die Aufklärung unseres Jahrhunderts ihm nicht das Verdienst der Erfindung und scharfen Beweisführung zugestehen kann: so hat er Verdienst doch wenigstens aus dem Grunde, weil er die Toleranz zur Sprache gebracht, und für diesen wichtigen Gegenstand der Politik und der Menschlichkeit die Aufmerksamkeit so vieler Großen und Regenten der Welt erregt hat.

Nur beyläufig sey's hier gesagt, daß auch jenes Verdienst, Aufklärung in Absicht auf Aberglauben und auf vernünftige Gottesverehrung befördert zu haben, ihm nicht abgesprochen werden kann. Es ist wahr, er hat nichts Neues gesagt, was nicht Andere schon vor ihm gesagt hätten, oder auch ohne ihn, durch eigenes Nachdenken wüßten, wenn sie

gleich nicht den Muth haben, es zu sagen, oder nicht in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen stehen, es sagen zu dürfen. Unter allen cultivirten Nationen gab es zu allen Zeiten denkende Köpfe, welche Irrthümer, frommen Betrug, Aberglauben und Alfanzereyen für das hielten, was sie waren — ingeheim drüber lachten, oder wenn sie ernsthafter Composition waren, sich drüber betrübten, so wie es in keinem Jahrhundert an Männern fehlte, die mit der Freymüthigkeit eines Spinoza, oder — in einer andern Manier — mit der Dreistigkeit eines Luthers, mit Hinwegsetzung über alle Folgen für eigenes Wohl — wie Barth, alles sagten, was sie dachten, und herrschende Lehrmeynungen bestritten, beraisonirten oder — mit unter bespöttelten. — Voltaire hatte in dieser Absicht vor Hunderten seiner Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger nichts besonders voraus, und er entdeckte keine neue Wahrheit, die nicht Andere schon vor ihm gekannt, zum Theil gesagt oder ungesagt gelassen, und bloß für sich und ihre vertraute Freunde behalten hatten.

Was Voltaire zum Besten der Aufklärung und zur Vertreibung abergläubischer Nebel wirklich

Wahres

Wahres gesagt hat, wurde von ihm gewiß auch nicht mit neuen oder strenger beweisenden Gründen gesagt — wie es Andere vor ihm, besonders auch der tiefsinnige und scharf schliessende Spinoza gesagt hatte, gegen welchen Priester und Priestergenossen viel deklamirt, und in seinen Hauptsätzen ihn noch nie widerlegt haben — — aber das war Vorzug für Voltairen, daß alles, was er sagte, sich durch Anmuth und Witz fühlbar machte — er brauchte nicht zu überzeugen, nicht durch mathematische Schlußarten zu beweisen. Denn — er gefiel, wie Lais von Corinth, wenn sie mit allen ihren Reizen vor den ernsthaftesten Richtern Griechenlands auftrat, um gegen alle Argumente schulgelehrter Sophisten zu erobern; da hätte sie ruhig gegen sich demonstriren lassen dürfen, bloß ein unnachahmlich reizendes Lächlen entwaffnete alle Philosophie, und machte sie ihres Sieges gewiß. — Ganz Griechenland und seine Archonten sahen sie, wie Bezauberte, mit Vergnügen, und — ihre Anmuth gewann mehr Beyfall, als die trockenen Gründe abstrakter und schulgelehrter Weltweisen.

Welche Vergleichung! Voltaire, und die schöne hinreissende Corinthische Lais! Und doch —

ich kenne keine Vergleichung, die richtiger wäre — Lais verführte den leichtsinnigen Jüngling und den ernsthaften Philosophen, verführte einen wie den andern, Realität und Wahrheit in den Umarmungen eines schönen Mädchens zu finden, und der Sinnlichkeit Rechte einzuräumen, die keine Philosophie aus der menschlichen Natur mit keinen Vernunftgründen herausdisputiren wird, und Voltaire that nichts mehr, als daß er verführte, und sich Beyfall zu erobern verstand.

Durch den Reiz seines witzigen Vortrags — verführte er zu Anerkennung mancher lieben Wahrheit, mit welcher die geschärfteste Vernunft und Gründe gegen geheiligte Sophistereyen und Orakelsprüche nicht aufkommen konnte, und dieß war das eigentliche Verdienst Voltairens um die Aufklärung seines in Aberglauben versunkenen Zeitalters.

Nach dem Hintritt dieses berühmt gewordenen Kirchenlehrers, mögen nun Semler, Steinbart, der Oberprediger Hesse in Blaicherode, der Prediger Schultze in Gilsdorff, und — jetzt besonders in den Preußischen Freystaaten der Religion

und

und des Glaubens; alle durchaus freydenkende Philosophen und Volkslehrer, predigen zu Gunsten der Aufklärung, zur Abwerfung aller Bande des Aberglaubens und des Gewissensjoches, so viel sie können und wollen: sie werden doch nie mit ihren Lehren die Fortschritte machen, die Voltaire that — sie werden immer nur demonstriren und beweisen, und nur von dem kleinsten Theil gelesen, geprüft und angenommen werden, wenn dagegen Voltaire von Allen gelesen, von den Meisten aplaudirt wurde, und Eingang fand. Immer werfe man ihm ein, daß er leicht, superficiel, und nicht gründlich in seiner Philosophie war — daß er bloß witzig seyn und spötteln konnte, alles das mag seine Richtigkeit haben — aber er riß hin durch seinen Witz, und verführte zur Annehmung mancher Wahrheit, die er nicht erfunden hatte — durch seinen verführerischen Witz leitete er manchen auf den Weg des weitern Nachforschens, und diese Verführung war sein Verdienst. — Der größte Stral der heutigen Aufklärung gieng von ihm aus, indem er ihn anschaulich und liebenswerth machte, und, wie Lais, seinen Weg durch die Thore der feinern sinnlichen Gefühle grade zum Herzen nahm.

Voltaire fand den Weg der Schwärmer und der Asceten, die auf eine andere Manier — durch Rührung, durch Erhitzung der Einbildungskraft sich ins menschliche Herz einschleichen, und den Verstand gefangen nehmen — ihn in die Nothwendigkeit setzen, alle seine Kräfte zusammen zu raffen, um das als wahr vorzustellen, was die Schwärmerey wahres oder falsches dem Herzen wichtig gemacht hat — eigentlich nahm er den Weg aller erobernden Weiber. — Die eine rührt durch ein schönes unwiderstehliches Thränchen — wie unsere heulende Bußprediger, die durch kläglich thun und durch weinerliche Grimassen die Menschen erweichen, zerknirschen, erbauen und so mit sich fortreißen — die andere lächelt süß wie eine Grazie, und macht Weise zu Thoren, auch bisweilen einen Thoren zum Weisen — wie der glückliche Witzling oft mehr Aufmerksamkeit zu erregen versteht, als der trocken predigende Salomo mit seinen Sprüchen der Weisheit.

Voltaire hatte Recht, das Ding von dieser Seite anzugreifen — nicht bloß, weil's seinem angebornen Talent so am natürlichsten angemessen war, und denn, nach der alten Regel, jeder Vogel

so am besten singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; sondern auch weil nach richtiger Kenntniß die Kunst, zu gefallen, der Wahrheit den Weg am allersichersten bahnt, um ihr Eingang zu verschaffen.

Man muß den großen Haufen und die Großen der Erde wie ein Mädchen betrachten, um deren Gunst sich viel Liebhaber bewerben. Der bloß vernünftige Mann sucht durch Gründe sie zu erobern, der empfindsame pinselt im Wertherischen Fieber, und fleht um Erbarmung für sein liebsieches Herz, und der Dritte — plaisantirt, und läuft denen übrigen mit aller Mädchens Herzen davon.

Gerade so gehts mit allen Volkslehrern, wenn sie Menschen fangen wollen. Der Philosoph beweist mit Gründen — — der kleinste Theil, der auf ihn achtet, macht ihm das Compliment, daß er ein sehr vernünftiger Mann sey, und bey diesem Compliment läßt man's bewenden. Der phantasiereiche Schwärmer sucht sich durch rührende, dringende Vorstellungen Eingang zu verschaffen, und macht sich mit weit glücklicherm Erfolg einen Anhang eifriger Zeloten, er mag nun Wahrheit oder Narrheit geltend zu machen suchen, und — der wahnwitzige

witzige Kopf scherzet Gründe zur Unwirksamkeit nieder, lockt das Lächlen in ernsthafte und bethränte Augen, die rührend melancholische Grazie wirkt auf empfindsame Seelen, aber die lächelnde Thalia auf Volk und auf Fürsten.

Durch die letztere verschaffte sich Voltaire Eingang, und gewann den Philosophen und — den Priestern den Rang ab. Glücklicher Weise nahm seine erobernde Grazie die unterdrückte Menschheit gegen den Fanatismus in Schutz, gegen den scheußlichsten von allen — gegen den Fanatismus der Religion, oder — welches einerley ist — der Priester.

Vor ihm hatten Männer von Würde, besonders in England der berühmte Locke, im ehrwürdigen Prophetenton von den Regenten der Erde Toleranz gefordert. Der kleine Traktat, den Locke drüber schrieb, begann mit dem pathetischen Aufruf: Höret mich, ihr Fürsten und ihr Könige der Welt, merket auf! denn ich habe Gottes Wort an euch — — —.

Aber Lockens Toleranzpredigt fand taube Ohren, die Fürsten der Erde hörten und lasen ihn nicht

nicht — — — immer hätte ein anderer Prophet ihm im Namen aller Völker die trostlose Antwort geben mögen: Harre hie, harre da! nach dem Wort, was du uns sagest im Namen des Herrn, wollen wir dir nicht gehorchen.

Aber Voltairens Grazie gelang es, dem Worte Toleranz Wohlklang vor Fürsten- und Volksohren zu verschaffen — ihn hörte Preussens Friedrich — die Zeit genau berechnet, war's in seinen Brandenburgischen Denkwürdigkeiten Friedrich zuerst, der den Ton der Duldung angab, das Thema, aus welchem Voltaire eine so harmonievolle Abhandlung componirte, — und nun kam in mehr Weltreichen die Toleranz, diese wichtige Menschenangelegenheit, zur Sprache.

— Nunmehr — zur Sprache ist die Toleranz gekommen, gerade da, wo es am meisten drauf ankommt, bey den weisesten Monarchen der Erde. Aber nicht überall hat sie schon im Lande Wurzel geschlagen, noch weniger genugsam auf Volk und den gemeinen Haufen den nöthigen Eindruck gemacht. Nirgends aber findet man sie so in Ausübung gebracht, als in den weiten Gebieten Rußlands,

lands, unter dem glücklich machenden Scepter der weisen Catharine.

Die dortigen Bekenner der griechischen Religion scheinen alle Ketzermacherey für immer vergessen zu haben. Vor Zeiten stritten sie noch wol unter sich selbst, ob man mit zwey oder dreyen Lichtern in der Hand das Volk segnen sollte. Aber auch dieser Streit ist nach und nach eingeschläfert worden. Der russische Pope ist eines Theils zu dumm, und andern Theils zu helle im Verstande, und schon zu aufgeklärt, um den Andersdenkenden mit Ketzermacherlust zu unterscheiden. Der alte gemeine Pope weis nichts als seine Litaney, seine Kirchengesetze von Beobachtung der Fasten, von der Beichte u. s. w. Das alles übt er maschinenmäßig aus, ohne sich um mehr zu bekümmern. Er empfängt die Ehre, daß ihm die Hand geküßt wird, mit welcher er dem Volk den Segen ertheilt, nimmt auch von seinen leiblichen Befehlshabern die Podoggen vorlieb, und dieß scheint auch das sicherste Mittel zu seyn, den Popen in der billigen Unterwürfigkeit zu erhalten, daß er sich seiner geistlichen Amtswürde nicht überheben darf — vielleicht das einzige Mittel, wodurch auch in den übrigen christlichen

lichen Staaten der Priesterstolz zur wahren Demuth geheiliget werden könnte, um sich weniger als Richter der menschlichen Gewissen zu brüsten.

Aber auch Aufklärung findet man bey der Russischen Priesterschaft schon mehr als anderwärts — Aufklärung, deren Grund man in der Unterwürfigkeit gegen die höchste Landesobrigkeit suchen muß. Peter der Große legte dazu das Hauptfundament, indem er sich selbst für den obersten Bischof und für das Haupt der griechischen Kirche erklärte, selbst mit aller Toleranz die andern Kirchenpartheyen ansahe, und seinen Popen befahl, wie die protestantischen Geistlichen zu predigen, sie dadurch in die Nothwendigkeit setzte, aus protestantischen Büchern zu lernen — welche die Intoleranz als Ketzerschriften zu lesen würde verboten haben.

Bey meiner Anwesenheit in Rußland lernte ich den Bischof Plato zu St. Petersburg kennen. Er bekannte freymüthig, daß die Dogmatik des Lutherischen Doctors der Theologie, des alten Buddeus weiland in Jena, wegen ihrer systematischen Ordnung, sein Handbuch wäre.

Zur Beförderung der Aufklärung der Geistlichkeit hat die jetzige Kaiserinn eine eben so vortreffliche als weise Veranstaltung getroffen. In der Residenz ist, auf ihre Verordnung, schon von vielen Jahren her das Institut eines Seminariums errichtet worden, worinn alle die müssen unterrichtet werden, welche zu geistlichen Aemtern gelassen werden sollen. Hier wird auch allerdings die Theologie der griechischen Kirche gelehrt, aber die Kaiserinn hat für einen schön angefüllten Saal von stummen Lehrern gesorgt, welche auf den Verstand der Zöglinge wol mehr Wirkung machen dürften, als die Belehrungen aus Amtspflicht über hergebrachte Glaubensartikel. Dieser Saal enthält nehmlich eine vortreffliche Bibliothek von den auserlesensten Werken der Ausländer. — Hier findet man die anderwärts in mehr kultivirt gehaltenen Ländern verbotene, oder doch verworfene Schriften Voltairens, Marmontels, Diderots, Bailes, Bolingbrocks, und dergleichen — gerade diese Schriften, denen wir es zu danken haben, daß besonders in den Preußischen Staaten schon eine ziemliche Anzahl solcher kirchlichen Volkslehrer gezählt werden, denen es herzlich sauer wird, vor dem Baal und andern im Kirchen noch geduldeten Götzen der heiligen Einfalt

das

das Knie beugen zu müssen — die alle bestreitende oder bestrittene Religionssätze weislich mit Stillschweigen übergehen, und — bloß gute Moral predigen.

Die Lesung aller obgenannten, noch hie und da verketzerten Schriften wird den Seminaristen freygelassen; aber dazu werden sie angehalten, alle die Sprachen zu lernen, worinn die frey raisonnirende Bücher geschrieben sind, und — wogegen die Professoren nicht eifern. Dieß dürfte den Erfolg haben, daß Rußland der erste Staat werden wird, wo man mit Beybehaltung unschuldiger Kirchencärimonien glauben wird, was man will, ohne jemand drüber zu verfolgen — wo Priester im Grunde reine Gottesverehrer seyn, und sich begnügen werden, ihr theologisches Kirchensystem historisch zu wissen, ihr Hospodin Pomilin, wie bisher, zu singen, und neben der Beobachtung ihrer hergebrachten Cärimonien dem Volke Menschenpflichten zu lehren.

Glücklich ist die Menschheit von dieser Seite in Rußland, daß sie durch verhaßt machende Sektennamen nicht feindselig getheilt wird. Jeder läßt

den andern in seinem Werth und Würden, und jeder kann die Namen, Deist, Naturalist und alle — isten und — aner hören, ohne sich dabey einen Bären, oder ein unbekanntes Ungeheuer zu denken — alles das ist dem Russischen Unterthan, nach dem Beyspiel seiner erhabenen Monarchinn, eine sehr gleichgültige Sache.

So glücklich ist Preussens König nicht, bey einem noch sehr zahlreichen Haufen intoleranter Priester seines Landes, und ihrer Anhänger; und doch geht er säuberlicher mit den Priestern um, als die Kaiserinn mit den ihrigen beym Antritt ihrer Regierung. Letztere verringerte die Einkünfte des ersten Bischofs um eine Null, indem sie selbige von 60000 Rubel auf 6000 herabsetzte. Der König von Preussen läßt die Geistlichen seines Landes dagegen im ruhigen Besitz aller Pfründen, ohne eine zu schmälern, und dennoch hat diese Gütigkeit noch nicht vermogt, allgemein tolerante Gesinnungen, nach seinem eigenen großen Beyspiel, hervorzubringen. — Auch Preussens Staaten haben noch ihre Götzen, welche ihre Nase gewöhnt haben, nach Ketzereyen zu riechen, und so bald sie die mindeste Abweichung von reiner Lehre nach ihrem Caliber

wittern,

wittern, Feuerlerm zu schlagen — wenn's ihnen gleich an Macht gebricht, Scheiterhaufen anzuzünden.

Nach der Theorie des Königs, die in seinem Lande allgemein bekannt ist, kann ein jeder glauben, was er will, aber nicht nach der Theorie Vieler, die in seinem Staate zu sagen haben.

Ungefähr kann man den Zustand der Toleranz aus folgendem bisher nicht öffentlich bekannt gemachten Umstande beurtheilen.

In Gilsdorf, einige Meilen von Berlin, befindet sich ein Prediger, Namens Schultze, der sich durch ein merkwürdiges Buch: Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen, bekannt gemacht hat.

Dieser wandte sich an den König, und suchte die Erlaubniß nach, dieses sein Buch, welches mit dem angenommenen, noch größtentheils gangbaren Kirchensystem gewaltig contrastirte, herausgeben zu dürfen. Der König übertrugs dem Cabinetsministerium, die Censur zu besorgen, und das Ministerium, und in demselben der Minister von Herzberg,

ernannte

ernannte den Consistorialrath Silberschlag und den weltlichen Consistorialrath von Irwing zu Censoren dieses ausnehmend auffallenden Buchs. Ersterer — ein entsetzlich orthodoxer Mann, gab sein Gutachten gegen den Druck, indem er erklärte, ein Prediger müßte schon seines Amtes entsetzt werden, wenn man wüßte, daß er nur so dächte, wie in diesem Buch geschrieben stünde. Letzterer, ein sehr aufgeklärter Kopf, war für den Druck, weil viel Wahres und Gutes darin befindlich wäre, und zur nähern Prüfung der wichtigen darin abgehandelten Materien dienen könnte. Das Buch erschien: die am meisten auffallenden Dinge waren folgende:

Von dem göttlichen Wesen wissen wir nichts. Natürliche Kenntniß reicht nicht so weit, und Offenbarung giebt's nicht. Gottesverehrung folglich und Pflichten unmittelbar in Beziehung auf Gott fällt weg.

Eine Seele haben wir nicht, sondern alles, was wir sind und was wir vermögen, ist Wirkung unserer Organisation.

Alle menschliche Handlungen sind absolut nothwendig, und hängen von den jedesmaligen Standpunkten und Vorstellungen ab, welche durch die Umstände in uns hervorgebracht werden. Was der Mensch thut, und alles, was ihm begegnet, dazu ist er prädestinirt.

Der Unterschied zwischen Tugend und Laster besteht bloß darin, daß ein Mensch auf einer höhern, der andere auf einer geringern Stuffe der Vollkommenheit stehet.

Dieß waren die vorzüglichsten Sätze, welche der Prediger Schultze in seinem Buche und von der Kanzel seit 19 Jahren seine Zuhörer gelehrt hatte. Er hatte den vollen Beyfall der Kirchenpatronen und seiner Gemeinden. Eine Zwistigkeit, in welche er indessen mit dem Patron der Kirche, einem von Bißmark, im Filial, gerathen war, vermogte diesen Domherrn von Bißmark, den Prediger zu verklagen, daß er mit einem englischen Haarzopf, anstatt in einer runden Amtsperrücke, auf der Kanzel erschiene. Die Toleranz des geistlichen Gerichts übersah den Haarzopf, und diese Klage blieb ohne Effekt. Nun aber ward der Prediger vom Ober-

consistorium aufgefordert, sich zu verantworten, wie er sich getrauete, die Religionswidrige Sätze seines Buchs mit der Pflicht eines Religionslehrers zu vereinbaren, da er ohne Begriff von der Gottheit, der seiner Aussage nach ihm ganz fehlte, seinem übernommenen Amte genügen könnte? Diese Attaque, bey welcher es wol auf die Absetzung des Predigers mogte abgesehen seyn, war um so unerwarteter, da in dem Synedrium des christlichen Berlins, den altgläubigen Rath Silberschlag ausgenommen, kein Mitglied sich befindet, welches sich nicht starke Abweichungen von der alten Lehre erlaubt hatte — keins, was die Fundamentallehren orthodoxer Theologen, von angeerbter Adamssünde, von abbüßender, genugthuender Versöhnung, allenfalls auch nicht von der Dreyheit im allervollkommensten Eins, noch weniger von Gottes Mitregenten in der Welt, von dem, gläubigen Christen so nothwendigen Sündenbock, dem armen Teufel, dem man alles a Conto setzen kann, was man selbst Böses verübt, und ganz und gar nicht die alte Grundlehre von ewiger Höllenpein annehmen und lehren sollte.

Es war also bey vorbelobtem Synedrium nicht die Frage, ob sich ein Prediger Abweichungen von

der

der Formula Concordiä, von dem Glaubenssystem der Kirche, welches Prediger zu lehren treulich angelobt haben, erlauben können? denn das wird von den mehresten Hohenpriestern und Schriftgelehrten des Berlinischen geistlichen hohen Raths schon stillschweigend als eine ausgemachte Befugniß angesehen, und von jedem insbesondere durch sein eigen Beyspiel bestätiget; sondern die Frage konnte bloß die Distanz betreffen, und wie weit man sich von den vorgeschriebenen Circumvallationslinien des alten Glaubens entfernen dürfe?

Ohne sich oder andern Kirchenlehrern darinn ein Ziel gesteckt zu haben — ohne daß eine Vorschrift existirte, worinn es hiesse: bis hieher! forschender und prüfender Menschenverstand, bis hieher! und nicht weiter! — ohngeachtet die Herren immer von Fortschritten in der Aufklärung reden und plus ultra — vorwärts! vorwärts! commandiren: so hielt man hier doch dafür, daß der Prediger Schultze zu weit avancirt sey —— und deshalb erhielt er Befehl, sich zu verantworten, warum er Gesetze übertreten hatte, die seine Vorgesetzten zwar auch übertraten, aber nicht in dem Grade, wie der Verfasser der Sittenlehre — Gesetze, welche

jeder Prediger beym Antritt seines Amts zu halten angeloben muß, ohne nöthig zu haben, sie ganz zu halten, und ohne Anweisung, wie weit er sie halten, und wie weit er drüber weg springen kann.

Schultze übergab eine herrliche Vertheidigungsschrift, wodurch seine Vorgesetzten, wenn sie solche hätten beantworten sollen, mehr würden ins Gedränge gekommen seyn, als der zur Verantwortung gezogene — bloße Sittenlehrer. Er gestand seine tiefe Unwissenheit in allem, was die Gottheit betraf, und daß Begriffe davon ihm schlechterdings ausser der Sphäre menschlicher Kenntnisse zu liegen schienen, zeigte sich aber sehr lehrbegierig, und bat, daß man ihm von der Erkenntniß eines unergründlichen Wesens, so viel man deren im hohen geistlichen Rath aufbringen könne, doch etwas mögte zukommen lassen, welches denn solchen sogenannten Gottesgelehrten, denen Erkenntnißgrund auch nur Naturkraft ist, und die eine übernatürliche Offenbarung nicht so ganz eigentlich statuiren, wol sehr sauer mögte angekommen seyn.

Zum Glück — mehr des Synedriums, als des Predigers Schultze, legte sich der weise Gamaliel des

des hohen Raths, der würdige Minister, Freyherr von Zedlitz, ins Mittel, und gebot Friede, legte beyden Theilen Stillschweigen auf, und -- es ward Friede.

Dieß mag ein kleines Pröbchen von der Balance seyn, in welcher Toleranz und Intoleranz in Berlin ungefähr steht, aber bey alle dem daß jetzt der erklärte — weniger als Deist, der pur lautere Sittenlehrer Schultze, ohne Religionsformular in seinem Amte tolerirt wird, und bloß natürliche Menschenpflichten lehrt, um gute Menschen zu bilden; ohngeachtet die geistliche Macht bey diesem Fall ihren letzten Versuch mag gewagt haben, ein wenig Untoleranz auszuüben: so giebt es in den preußischen Freystaaten der gesunden Vernunft und des verdammten Indifferentismus doch auch noch sehr unduldsame Geschöpfe. Man bekümmert sich sehr genau darum, zu welcher Sekte man gehört, ob man Deist, oder aufgeklärter, oder altgläubiger Christ sey, und die beyden letzten Sekten — wie die untolerant von einander denken, das hat sich bey dem letzten Gesangbuchskrieg deutlich ausgewiesen. Jede Parthey suchte ihre Truppen zu verstärken, und täglich Rekruten anzuwerben — jeder Theil

that sein Mögliches, den König zur Allianz mit seiner Parthey zu bewegen, welche alsdann den Ausschlag hätte geben können. Glücklicher Weise blieb dieser Monarch neutral, und zeigte sich auch in diesem Fall so tolerant, daß er einem jeden verstattete, zu glauben und zu singen, was ihm beliebte, welches zwar den Ausbruch, oder vielmehr die Fortsetzung des Krieges hinderte, die Intoleranz in den Gesinnungen gegen einander aber auszurotten, nicht vermögend war, denn diese wird fortgrünen und blühen, auf Hoffnung — wie der Herr Prediger Lüdke sagt: bis Gott einmal Fürsten erwecken wird, die von Bigotterie und Unglauben gleich weit entfernt wären, *) die eines Theils nicht so bigot seyn würden, die alten Lieder singen

*) Seite 242 in den Gesprächen über die Abschaffung des geistlichen Standes, nebst Untersuchung, ob derselbe dem Staate entbehrlich, ja sogar schädlich sey. Herausgegeben von Friedrich Germanus Lüdke, Prediger bey der Nicolaikirche in Berlin — einem aufgeklärten Manne, der aber in diesem Buche nicht gut findet, dem Volke allen Aberglauben und Irrthum zu nehmen, und welcher seinen eigenen Mittelweg mit vielen artigen Sophistereyen einzäunt.

singen zu lassen, und von der andern nicht gestatten sollen, mit Schultzen das Singen zu einem Gott, den der Menschenverstand nicht faßt, ganz und gar als gleichgültig anzusehen — Fürsten, die sich alsdann ganz für das neue Gesangbuch erklären, und — mit Gottes Hülfe! gegen die Nachbaren, die auf beyden Seiten des jetzt in Berlin so heißenden aufgeklärten Christenthums von Herrn Lüdkens Parthey wohnen, ein bisgen intoleranter seyn werden, als der jetzige König von Preussen; denn das ist klar, daß, wenn die Vorsehung erst solche Fürsten erwecken soll, wie sie Herr Lüdke für sich und seine Selektaner in der Religion wünscht: so sind sie noch nicht da, und so hoffen die jetzt gezügelten Priester erst auf ihren Messias — — —

Was will das aber sagen? Warum sollen's gerade Fürsten seyn, um diesem Lütkenschen verfeinerten Christenthum, wie solches aus seinem in der Note angeführten Buche näher erkannt werden kann, auf die Beine zu helfen? Nun! weil Fürsten Macht haben, und mittelst dieser Macht dem Christenthum und seinen Lehrern ein bisgen Nachdruck und Autorität geben können, welcher die Priester unter der jetzigen Regierung sich nicht zu

erfreuen haben — —. Der Wunsch nach einer solchen Obermacht durch landesherrlichen Einfluß sagt's denn doch wol deutlich, wie's in den Herzen der Brandenburgischen Geistlichkeit mit der Liebe zu der ihr ziemlich nachdrücklich empfohlnen Toleranz aussieht, und dieser hier, der Berlinische Prediger, Friedrich Germanus Lüdke, der nichts weniger als orthodox ist, der es in mehr als einer Stelle seines Buchs verlangt, daß jeder, ungehaßt von Andern, müsse Atheist, Deist und Socinianer seyn können, der für seine eigene Freyheiten die Toleranz der altgläubigen Christen so sehr bedarf; der selbst über Toleranz geschrieben hat: kann bey alle dem die Wurzel der Intoleranz noch nicht aus seinem Herzen herausbringen, sich noch des intoleranten Wunsches nicht erwehren, daß Gott Fürsten erwecken möge, die der Religion der purificirten Priesterschaft über Bigotterie und Unglauben das Uebergewicht verschaffen sollen.

Intolerante Gesinnungen herrschen in den Brandenburgischen Staaten noch überall. Die heilige orthodoxe Einfalt, so bald sie nicht in den Ton stimmt, den die aufgeklärt sich nennende Christenparthey angiebt, wird von der letztern so gut

gehaßt und ausgehunzt, als die orthodoxe Zeloten jeden Freydenker von ganzem Herzen verdammen — — Man spricht viel von der Toleranz, aber nur der König und die zählbare wenige Weisen seines Landes üben sie aus — bey dem großen Haufen muß man sie nicht suchen, so wenig als bey den Amphibien der neuen religiosen Lehrart, welche nicht wissen, was sie öffentlich verwerfen, und was sie von abergläubischen Reliquien beybehalten sollen, um ihre Amtswürde in den Augen des Volks bey Würden zu erhalten.

Noch ist mit der Religion zu viel Charlatanerie verbunden, noch wird mit ihr zu viel Gewerbe getrieben, um daß der schattenreiche fruchtbare Baum der Religionsduldung, unter dessen Zweigen die Völker einträchtig wohnen könnten, recht aufkommen könnte. Die Unduldsamkeit gegen die in ihrem Ursprunge allereinfachste Religion, gegen die Anbeter eines Gottes, gegen die Juden, deren unschuldige Nebengesetze und Cärimonien nur ihnen selbst unbequem fallen, diese Unduldsamkeit des barbarischen Zeitalters, die nur durch den Geiz der Christen Lindrung erhielt, ist ein Finanzzweig geworden, die Juden sind ein Domaniale der Obrigkeit,

und

und unter diesen Umständen dürfte diese Religionspartheÿ wol schwerlich so bald von den drückenden Ketten der Intoleranz befreyet werden. Selbst unter der toleranten Russischen Regierung werden die Juden noch nicht geduldet. — Glücklicher Weise ist es da nicht Religionseifer, der ihnen die Erlaubniß versagt, sich in den dortigen Staaten niederzulassen, auch nicht das Interesse der Regierung, welches die Juden in andern Staaten durch besondere Abgaben in Druck erhält; sondern das Interesse der Nation verweigert den Israeliten jene Aufnahme, die allen übrigen Völkern angedeiht. Die Russischen Kaufleute wollen in ihrem Vaterlande Juden allein seyn, und ihren Schacher mit einer Nation nicht theilen, die sich überall in der Nothwendigkeit befindet, vom Schacher Profession zu machen. Auch dort wird der Jude eher, wie in irgend einem andern Lande, völlige Menschen- und Bürgerrechte erlangen, wenn er mit eigentlichem jüdischem Handel dem eingebornen Russen nicht Abbruch zu thun versucht; denn dort wenigstens wird mit der Beschneidung kein Domanialwucher getrieben, und um Religion bekümmert sich niemand.

In Preussens Staaten sind in Absicht der Regierung die Juden Kronwaare, mit welcher nur zu

gewissen

gewissen bestimmten Quantitäten Handel getrieben wird; in Absicht auf den christlichen Pöbel sind sie noch immer Gegenstand des Hasses und der Verachtung, nur in den Augen der Vernünftigen sind sie Menschen, wie andere Menschen, und großentheils schon solche gute, treffliche Menschen, die der Mensch unter den Christen bedauret, daß sie noch immer als Waare oder als Domainenstücke von Seiten des Staats behandelt werden. Das Joch der Intoleranz ist denn doch in den Preußischen Staaten für unsere Mitbekenner des Gesetzes Mose, für Jesu Brüder nach dem Fleisch, leichter als in vielen andern Staaten — nur unter dem großen und unter dem geringen Pöbel finden sie noch ihre Verächter, aber bey dem vernünftigen Christen genießt der cultivirte und edeldenkende Jude Achtung entschiedener Verdienste, und dem armseligsten von dieser Nation läßt man als Mensch Gerechtigkeit wiederfahren. Schade nur, daß der vernünftigste Theil im Staat nie den Ton im Ganzen abgiebt, sich nur wie einzelner Zug zum ganzen Gemälde verhält.

Intoleranz findet sich in freyen Reichsstädten gemeiniglich mehr, als in souverainen Staaten weiser Monarchen. Der Grund davon ist leicht einzu-

 sehen.

sehen. In diesen kleinen Freystaaten pflanzt sich die Religion neben der Regierung, und sucht Sitz und Stimme, wenigstens starken Einfluß, beym Magistrat zu behaupten. Dieß geschiehet in freyen Reichsstädten, die durchs Commercium nur groß und blühend seyn können, und wo das Commercium fast durch nichts blühender werden kann, als durch Toleranz gegen alle Religionspartheyen. Die freye Reichsstadt Cölln am Rhein ist ein Muster von Intoleranz. So stinkend die Pfaffen durch liederliche Lebensart sich auch bey der dort herrschenden Religionsparthey der katholischen Einwohner gemacht haben; so sehr die geistlichen Müssiggänger daselbst dafür bekannt sind, daß sie die Galans und Cicisbeos der Bürgerweiber ausmachen, und so wenig ein Mädchen, die einigermaaßen auf Reputation hält, sich nur mit einem Pfaffen auf freyer Straße oder in der Hausthür wird sehen lassen: so viel Gewalt haben diese nichtswürdige Buben noch in Cölln, in Aachen ꝛc. um den unduldsamsten Religionshaß gegen alles zu unterhalten, was nicht Katholik ist. So sehr das Gewaltgericht in Cölln sich freut, einen Pfaffen in liederlichen Häusern zu ertappen, um ihn in derbe Geldstrafe zu nehmen: so sehr gehorcht der ganze Magistrat den Priesterstimmen, wenn's aufs

Unter-

Unterdrücken der Ketzer ankömmt. Die besten, reichsten und fleißigsten Kaufleute in Cölln, in deren Häusern noch Tugend und Sitten wohnen, sind reformirter Religion, aber diesen guten Einwohnern wird weder Theil noch Erbe an den Vorrechten der Stadt zugestanden, und ihren Gottesdienst zu halten, müssen sie aus dem Thore auf ein benachbartes Dorf wandern. Kein Jude darf in diese christkatholische Stadt hinein riechen, ohne einen Dukaten zu bezahlen — die Nacht über drinn zu bleiben, wird ihm für keinen Preis verstattet.

Schwesterlich beynahe setzt sich ihr die Lutherische freye Reichsstadt Bremen zur Seite. Zwar den Reformirten hat man in dieser Stadt alle Vorrechte zugestanden, aber noch duldet sie die armen Nachkommen Israels nicht. Ohne einen Thaler zu bezahlen, darf kein Jude nur durchreisen, und es ist so lange noch nicht, daß den Juden auf den freyen Jahrmärkten, gegen tägliche Erlegung eines Thalers, ihre Waaren feil zu haben, verstattet wird.

Frankfurt am Mayn, eine sonst ausnehmend aufgeklärte freye Reichsstadt, wo die zahlreiche Klasse des Adels und einer vortrefflichen Kaufmannschaft

frey denkt, Profession davon macht, zu denken, und an Wissenschaften Geschmack zu finden, hat von Alters her noch die wirklich barbarische Intoleranz, den Reformirten eine Kirche zu versagen, und zum größten Nachtheil der gesunden Luft, ist die sehr zahlreiche Colonie der Judenschaft in einer engen Gasse zusammengedrängt, wo sie in angehäuften Ausdünstungen ersticken möchten. — Dort herrscht ein alt hergebrachtes Gesetz, daß Sonntags diese Gasse ein Gefängniß ist, aus welcher kein Jude bey hoher Strafe herausgehen darf, um in der Stadt Athem zu schöpfen.

In Hamburg dagegen scheint die dieser blühenden Handelsstadt sonst angeschuldigte Intoleranz immer mehr abzusterben. Zwar mit dem Kirchenbesitz treibt die Lutherische Religionspartheÿ noch immer eine Art ausschliessendes Monopolium; aber die Reformirten haben in den Häusern fremder Residenten ihre Kapellen und freye ungekränkte Religionsübung. Unduldsame Geistliche haben zur Beförderung der immer zunehmenden Toleranz nicht wenig beygetragen. Abgöttisch beynahe wurden ehedem in dieser Stadt die Geistlichen verehrt. Vielleicht ist in Teutschland kein Ort, wo der Pre-

diger

diger reichlicher besoldet wird, als in Hamburg. Dieß gab ihren Einwohnern ein Recht, auf die berühmtesten Kanzelredner Anspruch zu machen, und diese kraftvolle Redner eroberten die Herzen der Regenten und der Bürger. Jedermann begegnete ihnen mit Achtung und Veneration. Es fehlte nicht viel, daß vormals der Hauptpastor Goeze in den Jahren seiner Amtskraft sich einen Platz in oder gar über den Magistrat erschlichen hätte. Aber stolz auf die ihnen erwiesene Ehre, nahmen sich die Geistlichen zu viel heraus, und durch ihr Betragen gegen einander würdigten sie sich selbst unter ihre hochgetriebene Autorität herab. Die hohnsprechende Streitbarkeit ihres geistlichen Goliaths, weiland eines alten Seniors, erweckte manchen kleinen David, der ihn mit der Schleuder widersprechender Vernunftgründe zu Boden streckte, und der schier vergötterte Goeze zeigte so mannigfaltige Schwächen, daß er zum ganz gewöhnlichen Menschen nach und nach herabsank, und — verdienter oder unverdienter Weise sich tausend Vorwürfe nicht bloß eines schwachen, sondern selbst zänkischen und bösen Mannes zuzog. Er paukte unbarmherzig auf seine rechtschaffne Amtsbrüder herab, die oft mehr wie er Hamburgs Lieblinge waren, — auf den Vertheidi-

ger eines unschuldigen Schauspiels, woran der fleißige Hamburger nach ermüdenden Geschäfften tadelfreyen Geschmack findet — er schalt, wo er nicht gescholten wurde — auf den sanften, empfindlichen Alberti — er, der bestellte Bote des Friedens, machte alle Welt unwillig gegen sein friedloses Betragen — — Mit dem gegen sich erweckten Unwillen fiel die vergötternde Achtung, und mit dieser seine Autorität und der Einfluß der Geistlichkeit überhaupt, der selten in seiner ganzen Macht wirkt, ohne Intoleranz mehr oder weniger zu wirken.

Jetzt dürfte die Reichsstädtische Obrigkeit Hamburgs den Eingebungen der Geistlichen schwerlich mehr Gehör geben, wenn es auf den einen oder andern Punkt ankäme, das bereits angenommene Toleranzsystem einer gelinden und Menschenbeglükkenden Regierung durch Unduldsamkeit zu verpesten. Jetzt dürfte Widerspruch der Geistlichkeit wol nicht mit in die Wagschaale gelegt werden, wenn bloß politische Gründe abgewogen würden, ob den Reformirten oder andern Glaubenspartheyen Kirchen und Bethäuser verstattet werden könnten, und wenn es zur Frage gebracht würde: ob die Glieder der mährischen Brüdergemeine, diese unschuldigen

Schafe,

Schafe, die nach ihren Principien überall die besten, stillsten und fleißigsten Bürger abgeben, ihr Bet- und Brüderhaus in Hamburg haben, oder zur gemeinschaftlichen Anflammung ihrer Gott ergebenen Andacht ferner, wie bisher, nach Altona gehen sollten. *)

Intoleranter Ton soll noch hier und da von den Hamburgischen Kanzeln herabtönen, und aus dem Munde des Pöbels gehört werden, als wovon die Würzerischen Annalen, die mit dem edlen Gepräge wahrer Geistesfreyheit in Virchaux Verlage erscheinen, traurige Beyspiele liefern, aber diese von Priestern erhaltene Intoleranz hat wenigstens keinen Einfluß mehr auf die Regierung und auf den vernünftigern Theil der Einwohner.

*) Als vor einigen Jahren Preussens König von den Mährischen Brüdern und Herrnhutern übel berichtet war, gab ihnen der von allem Aberglauben und Bigotterie weit entfernte würdige Minister von Münchhausen das merkwürdige Zeugniß der Wahrheit, **daß diese stillfromme und fleißige Leute des Königs beste Unterthanen wären.** Jeder hat Freyheit, von ihnen zu denken, was er will: denn Sittenverderbniß ist in diesen Gemeinen noch nicht eingerissen.

In Absicht der Juden — mag unkräftig der angeblich auf sie ruhende Fluch von christlichen Kanzeln zum warnenden Beyspiel den Gläubigen verkündiget werden, die Regierung läßt ihnen den Segen des ruhigen Wohnens und des obrigkeitlichen Schutzes bey ihren Geschäfften von Zeit zu Zeit mehr angedeihen.

Anfangs wurde nur den Portugiesen-Juden ein freyer Wohnplatz in Hamburg angewiesen. Gelinde Regierung und Handlungsvortheile zogen bald mehr und teutsche Juden in großer Menge hin. Der zuerst angewiesene Platz ward ihnen zu enge, und nun gab ihnen die Obrigkeit einen zweyten Platz, und wer weis, ob den Edelsten von dieser Nation nicht auch in der Folge wird statuirt werden, ihrer Beschneidung ohngeachtet, mitten unter unbeschnittenen Christen zu wohnen — wie die mit christlichen Privilegien versehene beste jüdische Familien in der Residenz des Königs von Preussen.

Noch vor kurzem ist durch einstimmigen Rath- und Bürgerschluß den teutschen Juden das bisher nicht gehabte Recht zugestanden worden, die gesetzte Zahl der Zwanzig Mäkler an der Börse vollzählig

zu

zu machen — ein Vorrecht, welches bisher die Portugiesischen Juden allein besessen hatten.

Ueberhaupt genießt von Seiten der Obrigkeit die Colonie der Juden auch darinn alle Früchte der Toleranz, daß ihr Glaube nicht besonders impostirt ist — sie trägt mit den christlichen Bürgern nur gleiche Lasten — der Schoß, den die Gemeine in einer bestimmten Summe bezahlt, ist wenigstens verhältnißmäßig nicht drückender und größer, als die Steuer, welche der christliche Nahrungtreibende Einwohner zur gemeinen Abgabe beyträgt. Und der in Hamburg weiter als anderwärts sehende Kaufmann glaubt nicht, daß der Jude ihm in seiner Handlung Eintrag thut, ein Vorurtheil, was selbst in Berlin so gemein ist, wo der halbgelernte Klippkrämer, mit dessen eingeschränkter Industrie es nicht fortwill, einen großen Theil der Schuld auf die betriebsamern jüdischen Kaufleute und Fabricanten schiebt, wenn ihm bey faulen Tagen und in seinen Tabagien die gebratene Tauben nicht ins Maul geflogen kommen.

Bloß in der Denkungsart der Menschen gegen diese Nation liegt nur noch hie und da viel Intole-

ranz, wenn zum Beyspiel jüdische Kinder noch nicht in christliche Erziehungsanstalten aufgenommen, und oft die liebenswürdigsten Töchter Israels in keiner Schule zugelassen werden, um allenfalls die französische Sprache eben so bequem, wie die Töchter der Christen, in Uebung zu bringen — so wie überhaupt der Pöbel in Hamburg, wie überall, sich darinn gleich siehet, und von dem vernünftigern Theil denkender und richtig fühlender Menschen sich unterscheidet, daß gerade dieser oder, um mich bestimmter auszudrücken, der dumme Haufe vornehmeren oder geringeren Standes dem Juden, und selbst dem besser erzogenen und gebildeten Juden, noch mit einer Art von Verachtung begegnet, mit welcher der pöbelhafte Christ sich oft selbst zu betrachten weit mehr Ursach hätte.

Die Besten dieser Nation, vorzüglich die vom weiblichen Geschlecht, fangen schon an, sich wegen der unverdienten Verachtung auf eine empfindliche Weise zu rächen. Ihre Entfernung von den Christen erhält ihre Sitten reiner, und in Berlin wenigstens kann man täglich die Erfahrung machen, daß Liederlichkeit unter der jüdischen Jugend nur nach Maaßgabe ihres mehrern Umgangs mit Christen

sten einreißt. Bald wirds Regel werden, daß Entfernung der wohlgezogenen jüdischen Jugend von der gesammten Christenheit eine der sichersten Barrieren für ihre Tugend seyn wird.

Die Obrigkeit hat in Hamburg in Absicht der Toleranz gegen die Juden sehr vieles gethan. Da, wo es fehlt, liegt der Grund in dem fehlerhaften Unterricht des Volks, und davon läßt sich die Ursach nirgends richtiger als bey der Geistlichkeit antreffen. Wo finden wir den Prediger und den Volkslehrer, der seine Stimme gegen das Vorurtheil, was den Juden unter den Christen erniedriget, erhöbe, um Menschen zu belehren, daß Menschen Menschen sind, und der Jude oder der Türk eben so ein achtungswürdiger Bürger sey, wenn er sich gleich nicht durch die Cärimonie der Taufe dem Dienste des allgemeinen Vaters der Menschen geweiht hat? Wo wird dieses ein christlicher Priester zum Text seines Unterrichts machen?

Wir haben Geistliche, welche, zum theuren Aerger ihrer orthodoxern Amtsbrüder, den Heiden die Seligkeit nach einem tugendhaft beschlossenen Leben zuzuerkennen, die Gnade gehabt haben. Die ganze

Frage,

Frage, wie Gott der Nationen Schicksale nach dem Tode entscheiden werde, ist, meines Erachtens, thörigt und unnütz. Ich dächte, dieses Urtheil überliesse man ruhig unserm lieben Herrn Gott — — Ohne unser Zuthun hat er uns in diese Welt hineingeholfen, ohne unsern Fürwitz wird er uns weiter und in die künftige Lage hinein helfen, für die er jeden von uns geschickt finden wird. Aber so für diese Welt gegen jedes unserer Mitgeschöpfe vernünftig und menschlich zu handeln, dazu sind wir da; und das wäre das Beste, wozu Prediger nützlich seyn könnten, wenn sie dieß allgemein lehren wollten. Daß sie dieß nicht und oft gerade das Gegentheil thun, davon ist kein sichrerer Beweis, als wenn Volksurtheile obrigkeitlichen Verordnungen oft so gerade entgegen stehen, denn alle Volksurtheile, Meynungen und Vorurtheile stehen schlechterdings für Rechnung der Volkslehrer, die oft von Haus zu Haus laufen, die Weiblein gefangen führen, und durch Weiber nicht selten die Männer aufhetzen, um durch Volksschlüsse den Verfügungen einer einsichtsvollern Obrigkeit entgegen zu arbeiten.

Man hat mich versichert, daß durch ein förmliches Rathsconclusum in Hamburg habe nachgegeben

ben werden sollen, des Sonntags die Schaubühne zu eröffnen. — Eine, wie mich däucht, sehr weise Verfügung, wenn besonders die des Sonntags geschäfftsfreye und müssige Jugend durch Besuchung der Schaubühne von hundert andern Thorheiten abgehalten wird, wozu die Langeweile der Feyertage einladet. Der Widerspruch der Bürger soll bis jetzt dieses Rathsconclusum unkräftig gemacht haben. Wem ist im Grunde das Bürgervorurtheil, welches sich den Verfügungen der Obrigkeit in diesem Stück entgegensetzt, zuzuschreiben? Gehört es nicht offenbar für Rechnung der Geistlichkeit? — Wenn diese das Volk über den Artikel von misverstandener Sabbathsfeyer besser unterrichtete: so würde es nicht so schief urtheilen, nicht das Schauspielhaus zuschliessen, und die Thüren zum Schwärmen, zum Spielen, zum Huren und Saufen offen lassen wollen.

Wir wollen hoffen, daß es nach und nach, auch gegen Dank und Willen der in so mancher Absicht noch tyrannisirenden Priesterschaft, unter dem Volk heller werden wird — auch darinn, um auf die vorige Materie zurückzukommen, daß man seiner zufällig ererbten Religion wegen keinen Menschen und

keinen

keinen Mitbürger mehr hassen, oder verächtlich begegnen wird. Ich glaube, daß eine erleuchtete Obrigkeit dazu immer mehr die Hand bieten wird, aber auch das glaube ich, daß obrigkeitliche Toleranz zu weit gehen kann, wenn sie priesterliche Intoleranz siehet, und ihr nicht Zaum und Gebiß ins Maul legt, um usurpirte Macht geistlicher Jesuiter-Eingriffe kräftig zu zügeln.

— In mehr als einem Betracht scheint mir dieser Fall auch in den Hamburgischen Ringmauern einzutreten — besonders auch darinn, wenn die Obrigkeit dieses kleinen Freystaats gegen die ihm zustehende Obrigkeitsrechte, die Eingriffe eines auf fremdem Grund und Boden wohnenden jüdischen Rabbi duldet, der fortdaurend sich anmaaßt, Hamburgs jüdische Einwohner mannigfaltig und schändlich zu drücken — —. Von dieser geistlichen richterlichen Tyranney indessen dürfte ich wieder in einem besondern Werkchen reden, welches als dritter Abschnitt: Ueber den Misbrauch der geistlichen Macht und der weltlichen Herrschaft in Glaubenssachen, nächstens ans Licht treten könnte.

Es thut mir leid, den Sitz dieser rabbinischen Tyranney in Altona finden zu müssen, gerade in

Altona,

Altona, der Residenz so vieler wahren Toleranz, wodurch sich die weise Dänische Regierung vor so vielen andern Europäischen Staaten ganz besonders auszeichnet. In Altona, wie ich mit innigster Zufriedenheit mich selbst davon überzeugt habe, hat jeder Bürger, ohne Unterschied der Religion, mit jedem seiner Mitbürger gleiche Menschenrechte und gleichen Antheil an den Vortheilen des Staats. Dort, wie in dem blühenden Amsterdam, lebt der Jude von Seiten des Staats so ungedrückt, wie der Christ, und unter den Christen gilt einer so viel, als der andere. Dort kann jeder auf seiner eigenen Weise und öffentlich Gott dienen, und dem Staate gilt das gleich, er fordert von niemand mehr als Bürgerpflichten, und sieht in dem Bürger nur den Menschen, ohne ihm, wenn's auf den Genuß der Gesellschaftswohlthaten ankömmt, die Zwiespalt erregende Frage vorzulegen: wes Glaubens bist du? Dort herrscht wahre Freyheit — zu glauben, zu denken, zu reden und zu schreiben, ohne alle Censur, nur nicht Freyheit — zu verfolgen, und Andersdenkende zu unterdrücken. Dort fügen sich die Geistlichen in die kluge Absichten des Staats. — Vor einigen Jahren vereinigten sich die Lehrer von der Lutherischen, Reformirten und Mennonistenkirche

zum

zum geschlossenen friedlichen Umgang, und bedaureten, daß, nach den Prinzipien der Katholischen Kirche, die ein ausschliessendes Privilegium auf den Himmel prätendirt, sie nicht auch einen Pater in ihren brüderlichen Zirkel ziehen konnten. Wenn der dortige jüdische Rabbi teutsch verstünde, wenn er ein geselliger Mensch, und nicht vielmehr ein unteutsches Thier aus Polens Wildnissen — wenn er ein weiser Menschenlehrer wäre, der nur von ferne einem Mendelssohn gliche: so würde die tolerante Geistlichkeit der Altonaischen Kirchen selbst den Rabbi von ihrer liebenswürdigen Verbrüderung nicht ausgeschlossen haben.

Ihr übrigen ehrlichen, aber durch blinde und unverständig eifernde Priester verblendete Leute, wenn ihr nicht wißt, wie ihr über eine so duldende Verträglichkeit denken sollt, ohne es mit eurem Gott zu verderben: so prüft einmal selbst folgendes Gleichniß:

Da sind zwey Väter, jeder hatte viel Weiber gehabt, und von jeder hatte er Kinder. Die Kinder hatten Hofmeister und Lehrer, jedes konnte sich seinen Lehrer selbst wählen, und jedes wählte sich

sei-

seinen eigenen Lehrer. Der eine Vater hatte das Unglück, daß seine Kinder sich lauter Lehrer wählten, welche eins gegen das andere verhetzten. Jeder Hofmeister setzte seinem Zöglinge in den Kopf, daß seine Mutter allein ein ehrliches Weib gewesen wäre, die Mütter seiner Brüder hätten mit andern Männern geburt, und lauter Bastards gezeugt. Das glaubten die armen Jungens. Nun wollte jeder allein seines Vaters einziger ehelicher Sohn, und folglich auch sein einziger Erbe seyn. Das gab unter diesen Brüdern lauter scheele Gesichter, ewige Zänkereyen und oft tapfere Prügeleyen. Nun kam der Vater dazu, sah die tolle Wirthschaft, und daß da niemand dran Schuld war, als die Lehrer, welche den Saamen der Zwietracht unter seine einfältige Kinder ausgestreut hatten. Was meynt ihr nun, Freunde! was der Vater endlich that, da er lange Liebe und Frieden den Lehrern geprediget hatte, um Liebe und Frieden seinen Kindern einzuflößen? Wie nichts half, prügelte er solche Schlingels von Hofmeister alle zum Hause hinaus, umarmte seine Söhne, und rief: Ihr seyd alle meine Kinder! es kömmt nicht darauf an, von der Aufführung eurer Mütter zu sprechen — laßt doch immer eure Mütter im Grabe ruhig ausschlafen, aber seyd mir nur

gute und gehorsame Kinder, und liebt euch unter einander, alsdann ist auch mir einer so lieb wie der andere. — — Es dauerte sehr lange, bis der alte Groll unter diesen Brüdern ausgerottet wurde, aber endlich, nachdem sie glücklicher Weise die Lehren ihrer zankausstreuenden Lehrer vergessen hatten — da erst ward Friede im Hause.

— Der andere Vater hatte bey seinen verschiedenen Söhnen auch verschiedene Hofmeister, aber das waren friedfertige Männer, die recht brüderlich mit einander lebten, und durch ihr Beyspiel auch ihre Zöglinge gewöhnten, eben so liebreich mit einander umzugehen. In den Lehrstunden war jeder Knabe mit seinem eigenen Hofmeister allein — da gab's denn wol beyläufig die Rede von der Mutter — es war eine herzensgute Frau, sagte der Lehrer, aber das war auch alles, und die Mütter der andern Kinder ließ er auch, mit allen weiblichen Schwachheiten, die jede hatte, gute Frauens seyn; aber der Hauptunterricht, den der Lehrer seinem Zögling ertheilte, gieng imm.. dahin, daß er ein guter Mensch, ein guter Sohn seines Vaters und ein lieber Bruder seinen übrigen Geschwistern seyn sollte. Das wirkte nun trefflich, und wenn der Vater dazu

kam, und die Leutchen so alle beysammen fand, die Lehrer, wie sie ihr freundschaftlich Glas Wein mit einander tranken, und seine Söhne, wie sie so brüderlich sich vertrugen, ohne daß sie über die Verschiedenheit ihrer Mütter sich weiter bekümmerten, nun da mögt ihr's euch selbst denken, was der gute rechtschaffene Vater für eine herzliche Freude dran hatte.

Der eine von diesen Vätern soll in Hamburg gewohnt haben, und der andere in Altona. Die beyden Väter waren Brüder, und ihr gemeinschaftlicher Vater — im Himmel.

Von allen Betrachtungen über die Toleranz dürfte immer das letzte Resultat dieses seyn: Wenn weise Obrigkeiten Religionsduldung bewirken wollen, so müssen sie entweder die Priester abschaffen, oder — ihnen alle Zanksucht bey Strafe der Cassation verbieten, und so lange noch Priester sind, müssen sie entweder sich so aufführen, wie die zu Altona, oder die Obrigkeit muß ihnen, wie zu Hamburg dem Pastor Göze und Moldenhawer geschah, den evangelischen Gruß zurufen: Friede sey mit euch!

Sturm und Goeze,

oder

die Arme-Sünder-Begleitung.

Die Frage, welche bereits vor einigen Jahren in Berlin aufgeworfen wurde, ob es gut sey, arme verurtheilte Sünder zum Gerichtsplatz durch Geistliche begleiten zu lassen, würde auch neulich in Hamburg von dem Herrn Pastor Sturm erörtert, und sein Urtheil dahin abgegeben, daß diese Begleitung nicht nur von keinem Nutzen, sondern selbst schädlich wäre.

Die Absicht dieser kleinen Schrift schien wohl seinem öffentlichen Amte sehr angemessen zu seyn, und dahin zu gehen, das Volk über den Grund einer obrigkeitlichen Verordnung, welche die Arme-Sünder-Begleitung durch Prediger verbietet, zu belehren.

Nach dieser Absicht betrachtet, handelte Sturm dem Zweck eines Volkslehrers gemäß — handelte als edler Mann und als guter Bürger.

Es ist ganz gewöhnlich, daß eine neue obrigkeitliche Verordnung, bloß ihrer Neuheit wegen, nicht allein Aufsehen beym Publicum macht, sondern selbst oft Murren und Unzufriedenheit im Volke erregt, und republicanische Köpfe selbst veranlassen kann, durch Aufruhr der Obrigkeit in den heilsamsten Verfügungen Hindernisse in den Weg zu legen. Da ist es denn Pflicht eines jeden ehrlichen Mannes, der Kopf und Talent hat, das Volk über den guten Grund heilsamer Verfügungen zu belehren, und ein Prediger kann keinen schicklichern Text zu seinen Kanzelreden wählen, als solche Materien, die geradesweges dahin abzielen, willigen Gehorsam gegen die Befehle seiner Obern, und vernünftigen Beyfall nützlicher Veranstaltungen zu bewirken.

Ich wollte, daß die Prediger in Preussens Staaten von ihren Kanzeln gegen das Contrebandiren, gegen andere Ediktwidrige Handlungen und Verbrechen predigten, anstatt über Texte vom Jüngling zu Nain, von den Weissagungen in Betreff der Zerstörung Jerusalems oder der Welt Ende ein Haufen zu radotiren, was die lieben Herren selbst nicht verstehen. Ich glaube, daß es wohlgethan seyn würde, wenn Hamburgs Volkslehrer den

Bürger in Dingen unterrichteten, in welchen er bisweilen seiner Obrigkeit bloß aus Mangel hinreichender Einsicht entgegen strebt. — — Dazu dienten die Opferpriester bey den Griechen und Römern, und der Mufti dem Divan der hohen Pforte — — ausserdem hätten Griechen und Römer und die guten ehrlichen Türken das Gehalt für viele Staatstheaterfiguren ersparen können.

Ueber eine vernünftige gute und heilsame Landes- oder Staatsverfügung liesse sich oft mit weit mehr Nutzen fürs gemeine Wesen eine erbauliche und fruchtschaffende Predigt halten, als über manches Evangelium, welches von vielen und oft sehr rechtschaffenen Geistlichen vielmals nur Ehrenhalber vorgelesen, und dann über eine Sache geredet wird, wozu das liebe Evangelium nur sehr entfernte Veranlassung giebt.

Als der Hamburgsche Magistrat die Verfügung traf, daß die zum Tode verurtheilte Verbrecher nicht mehr mit dem bisher gebräuchlichen geistlichen Pomp zwischen ein paar Predigern zum Richtplatz geführt werden sollten, da dachte Sturm vielleicht, daß manche ehrliche Liebhaber alter Gewohnheiten diese

Verfügung schief beurtheilen könnten, und als verordneter Volkslehrer fand er's für gut, die Hamburger über den guten Grund dieser Neuerung, die mancherley Misdeutungen unterworfen war, zu unterrichten. Seine Schrift über diese Sache hat gewiß keine andere Absicht, und damit verdiente er sich den Dank aller wohldenkenden Menschen.

Herr Hauptpastor Goeze wurde dadurch gereizt, seine gegenseitige Meynung öffentlich bekannt zu machen, um einen neuen Beytrag zu der Streitgeschichte der guten, sonst in allem Betracht Frieden liebenden Stadt Hamburg zu liefern.

Ein ungenannter Dritter tastete hierüber den Hauptpastor Goeze an, indem er die Frage aufwarf: Was sind Johann Melchior Goezens gewissenhafte Erinnerungen? rc. Das Publicum sah diesem Streite mit eben der Begierde zu, wie der streitlustige Britische Pöbel dem blutigen Schauspiel eines Hahnengefechtes zusieht. Dieser Streit verdient in der That Aufmerksamkeit, sowol was die Sache selbst betrifft, als auch besonders die Art, wie er von den Partheyen geführt wurde. Bis ein Anderer bessere und mehr gemeinnützige Anmerkungen

drüber mittheilen wird, will ich vorläufig die meinigen zur nähern Prüfung bekannt machen.

Was die Sache selbst betrifft, so scheint mir in der That die gut gemeynte Abhandlung des Herrn Prediger Sturm nicht in allen Stücken gleiche Stärke zu haben. Der liebe Mann will die Gewohnheit, Verbrecher durch Geistliche zum Richtplatz zu begleiten, aus einer angemaaßten Erhabenheit der Geistlichen über die weltliche Obrigkeit herleiten. Davon findet sich in der Geschichte nicht die mindeste Spur. Wahr ists, daß zu allen Zeiten die Priester ihr Plätzchen über weltliche Regenten zu nehmen suchten, und mit stolzer Herabsehung auf Menschenaussprüche, immer gern Stellvertreter Gottes agiren mogten, um wenigstens das Ansehn der noch größern Theaterhoheit zu behaupten. In dieser Absicht liessen sie freylich nicht gern eine Gelegenheit ungenutzt, wo sie in der arroganten Qualität geheimder Cabinetsminister unsers Herrn Gottes Fürsten und Völkern sich wichtig machen konnten. Aehnlich siehts zu allen Zeiten einem Priester, der den Pabst in seinem Herzen trägt, und als Statthalter Gottes sich selbst über Könige erhebt, wenn er da begnadigen und absolviren kann, wo die welt-

liche

liche Obrigkeit zur Erduldung gesetzmäßiger Strafen verurtheilt. Aber ob dieß gerade hier der Grund ist, warum man verurtheilte Verbrecher durch Geistliche zum Richtplatz begleiten ließ, das läßt sich aus der Geschichte weder bejahen, noch verneinen. Es kann seyn, — weil es dem Geist der Priesterschaft ähnlich siehet — es kann seyn, daß auch ein menschlich fühlender Richter, der nach dem Gesetz ein Todesurtheil fällen mußte, den ersten Gedanken kann gehabt haben, Geistliche zu senden, um dem unglücklichen Opfer der Gerechtigkeit noch all das Soulagement, Trost und Hülfe für seine Seele zu schaffen, deren er noch fähig war. Der König Salomo dachte auch darauf, wie man dem Hinzurichtenden die bittern Augenblicke des Todes erleichtern sollte, und er rieth an, ihm Wein und starkes Getränk zu reichen, um ihn seiner Qual vergessen zu machen. Es kann auch seyn, daß zuerst ein wirklich frommer und gutdenkender Geistlicher mit einfältigem Herzen den Entschluß gefaßt hat, einen verurtheilten Verbrecher zur Erkenntniß seines Unrechts, zur Bereuung desselben, und zur Erhebung seines Herzens zur Barmherzigkeit Gottes zu bringen — ihn zur Erhaltung neuer und besserer erworbenen Gesinnungen, bis aufs Schafot zu begleiten, um seine Seele

zu retten, da das weltliche Gericht doch nur die Bestrafung auf die Beraubung seines leiblichen Lebens einschränkte. Aber wo wir in der Geschichte, ohne Wegweiser, ohne die mindeste Spur, bloß im Finstern tappen, da können wir auch nichts mehr sagen als: — es kann seyn. Wahrscheinlich wird nichts durch bloße Vermuthung, und dieß ist die kleine sehr verzeihliche gelehrte Sünde, die sich der gutmeynende Prediger Sturm hat zu schulden kommen lassen, daß ihm der Ausdruck: es ist wahrscheinlich, da entschlüpft ist, wo er — falls er nicht ungesagt gebliebene Gründe hat — bloß hätte sagen sollen, es ist möglich.

Ihm daraus ein wichtiges Verbrechen zu machen, ist Pedanterey, und ich würde mich dabey nicht aufgehalten haben, wenn es Herr Goeze nicht so strenge, obwol nicht ganz ohne Grund, gerügt hätte.

Der wahre eigentliche Gegenstand der Untersuchung ist denn doch nur bloß dieser: ob diese Gewohnheit, Missethäter durch Geistliche zum Tode begleiten zu lassen, gut oder schädlich sey, ob sie folglich verdiene, abgeschaffet oder beybehalten zu werden?

Ich

Ich muß gestehen, daß des Herrn Prediger Sturm seine angeführte Gründe, nach dem Lehrsystem der christlichen Religion, nicht völlig überzeugend mir vorkommen. Herr Goeze hat Recht, daß hier und da zu viel bewiesen worden ist. Beyder Gelehrten ihre Raisonnements in Absicht auf die Sache selbst treulich und unpartheyisch gegen einander abgewogen, mögte die dem christlichen Lehrsystem angemessene Meynung des Herrn Hauptpastors wol das meiste Gewicht haben, in so fern nehmlich:

Daß der Geistliche nicht nur im Gefängniß den Missethäter zu bessern moralischen Einsichten und redlichen Gesinnungen leiten, ihn darinn befestigen und stärken könne; sondern daß auf den Hingang zum Gericht diese Gesinnungen in dem Missethäter durch den begleitenden Prediger besser und bis auf den letzten Augenblick unterhalten werden können, als wenn der arme Verurtheilte ohne Begleitung eines solchen, Muth in seine Seele rufenden Assistenten, dem schrecklichen Anblick des gewaltsamen Todes unter die Augen tritt.

Der

Der Zweck des geistlichen Amtes beym Missethäter ist, seine Seele für die Ewigkeit zu retten, da, nach den Gesetzen, er, sein zeitliches Leben zu verlieren, von seinen Richtern verurtheilt werden mußte. Der Missethäter soll in dieser Absicht versäumte moralische Erkenntniß nachholen, und wenn seine Begriffe von Recht und Unrecht erstickt waren, so sollen sie von neuen lebendig gemacht werden. Nach Maaßgabe dieser von neuen erweckten Erkenntniß soll der Verbrecher wahre Reue empfinden, und dann bessere Gesinnungen und Liebe zur Rechtschaffenheit und zu der von ihm verlassenen Tugend in seinem Herzen entstehen, und bis zum redlichsten Vorsatz, nie wieder zu sündigen, auch wenn er wieder in Freyheit käme, hinanreifen lassen. Er soll noch im Gefängniß die Tugenden ausüben, welche ihm seine Situation erlaubt — die Tugend der geduldigen Unterwerfung unter die ihm diktirte Strafe, ruhige Gottergebenheit, die Tugend eines mit allen Menschen versöhnten Herzens, die Hoffnung auf den Allbarmherzigen, daß er sein hier untergehendes Geschöpf nicht ewig werde verderben lassen. So weit den Missethäter zu führen, ist die Amtsabsicht eines Menschenlehrers, und das wollen menschliche Richter und Obrigkeiten. Die Arbeit des Geistlichen

im

im Gefängniß kann zu dieser Sinnesänderung, die man dem Missethäter allgemein wünscht, ehe er stirbt, viel beytragen — mich deucht, daß es lieblos von der menschlichen Natur gedacht ist, wenn man annehmen wollte, alle so weit gehende Besserungen der Missethäter im Gefängniß müßten zu den mislichen Schächerbußen gezählt werden. Mehrentheils mag's die Vorstellung des gewissen Todes seyn, die auf den Missethäter wirkt — mag's doch! wenn diese Vorstellung wirklich nur das Gute veranlaßt, was man durch die unterstützende und pflegende Bearbeitung des Verbrechers durch Prediger zur Absicht hat.

Dieß aber ist nicht die ganze Absicht, warum von Obrigkeits wegen dem zum Tode bestimmten Missethäter ein Prediger gesandt wird. Auch das will man, daß der arme Verurtheilte nicht mehr leiden soll, als was die Sentenz ihm zuerkannt hat. Er soll sterben, soll unter körperlichen Leiden und Schmerzen sterben, aber — man will ihn doch mit der Hoffnung sterben lassen, daß er seine Seele errettet — man will, daß er Muth sammlen soll, geduldig und mit möglichst ruhiger Unterwerfung den bittern Kelch des Todes zu trinken. — — —

Dieser

Dieser Zweck wird denn doch sicher besser erreicht, wenn der Freund, der sich vorher seines ganzen Herzens bemeistert hatte, ihn bis auf den letzten Augenblick nicht verläßt. Man sage hier, was man will — die Begleitung des Predigers zum Gericht befördert die Absicht eines menschlichen Richters, Linderung in die Seele des Missethäters zu giessen, und — ihn nur des einen ihm zuerkannten, nicht eines vielfachen Todes sterben zu lassen. Gerade aus dieser Ursach wird der Scharfrichter mit allgemeinem Misfallen beladen, wenn er durch ungeschickte Execution die Quaalen des Missethäters vermehrt, anstatt sie abzukürzen. Der kaltblütige Richter straft, und mischt Lindrung in die Strafe — der unmenschliche Tyrann martert, und findet scheußliche Wollust in den Krümmungen des gemarterten, unter tausendfacher Todesangst langsam sterbenden Missethäters.

In Absicht auf den hinzurichtenden Missethäter hat, nach obigen Reflexionen, die Begleitung des Predigers allerdings, und wenigstens in vielen einzelnen Fällen, seinen vorhin beschriebenen zweckmäßigen Nutzen. Aber — —

nicht auf das Publicum. In so fern durch die schreckende Beyspiele der Hinrichtungen Abscheu gegen Verbrechen, die auf den Richtplatz führen, erweckt werden soll —, ist der erbauliche Tod des mit dem tröstenden, Muth unterhaltenden Geistlichen begleiteten Missethäters nur gar zu oft eine sehr wirksame und reizende Einladung zu neuen Verbrechen.

Je mehr der bis auf den letzten Augenblick auf die Gesinnung des Missethäters arbeitende begleitende Prediger seine Absicht erreicht; je ruhiger, mit ergebungvoller Heiterkeit der geänderte Missethäter dem Richtplatze sich nähert; je zuversichtlicher er den Zuspruch seines Begleiters auffaßt, und lautbetend ihm nachspricht: Vater! in deine Hände befehl ich meinen Geist! je zweckwidriger ist die Wirkung, welche die öffentliche Hinrichtung auf den unbefestigten Haufen der Zuschauer hervorbringet. Die Erfahrung hat's lange gelehrt, daß so ein selig gepriesenes Ende, in schwärmerischen Seelen nur gar zu oft alle Furcht des Todes überwunden, und den Wunsch nach einem ähnlichen Tode, der nur durch Verbrechen errungen werden kann, erzeugt hat.

Mehr

Mehr braucht's nicht, um eine Gewohnheit aufzuheben, die zwar dem Missethäter nützlich und erleichternd werden, dem ganzen gemeinen Besten aber höchst schädlich seyn kann.

Die Obrigkeit braucht darum nicht, wie Herr Goeze aus Herrn Sturms richtigem Satze folgern will, die Schrecknisse des Todes zu vergrößern, um den Missethäter verzweifelnd sterben, und das Tragische dieser Scene schauervoller zu machen. Sie darf nur den Hinrichtungen die erbaulichen Reize nehmen, welche die Begleitung des Predigers so unfehlbar hervorbringt — —. Gern wird ein Richter dem Missethäter Trost auf seinem Hingange zum Schafot gönnen, aber wenn der Richter diesen Trost nicht gewähren kann, ohne üble Folgen für die Zuschauer zu veranlassen: so muß er pflichthalber verbieten, dieß Schauspiel nicht zu verschönern und anziehend zu machen. Die Obrigkeit muß aufs Ganze mehr als auf einen Theil sehen, muß dem einzelnen Staatsopfer eine sonst gern gegönnte Seelenerleichterung versagen, um nicht das Ganze mit neuen Versuchungen zu Verbrechen zu schwängern.

So,

So, deucht mich, löset sich die streitige Frage ganz natürlich von selbst auf. Wenn man mit dem ersten Berlinischen Untersucher frägt: Ist es rathsam? und wenn man zur nähern Bestimmung der Frage hinzusetzte: Ist es zum Besten der Gesellschaft und der Zuschauer rathsam? — rathsam zur Erreichung des Zwecks öffentlicher Hinrichtung, Missethäter durch Prediger zum Tode begleiten zu lassen? Da ist es unbedenklich, verneinend zu antworten. Und dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Obrigkeit urtheilen muß. Sie ist gesetzt, die allgemeine Sicherheit gegen Verbrecher zu befördern, und alle Veranlassung fortzuschaffen, welche neue Verbrechen erzeugen kann. Solche Veranlassungen gaben häufig die rührende Auftritte, wenn Prediger die Missethäter aus- und zum Gericht führten — der Tod durch das Schwert des Scharfrichters und durch die Hand des Henkers gewann ein reizendes Ansehn. Mancher ohnedem lebenssatte Schwärmer verlor hier das Gleichgewicht zwischen Lebens- und Sterbenslust, über den herrlichen Anblick der frommen pompeusen Himmelfahrt vergaß mancher die geschwind überhingehenden Schrecken des Todes, die das herztröstende Gebet der geistlichen Begleiter, die, wie Gottes Friedens-

boten, die schön geschmückte geistliche Braut zur Seligkeit einführten, mit sich hinweg nahm — und nun entstand ganz natürlich der Wunsch unter tausenden in einigen: Meine Seele sterbe des Todes dieses Gerechten! und mein Ende sey wie sein Ende! — — So war der neue Mörder fertig, den die Obrigkeit durch die Strafe der Hinrichtung in seinem Keim ersticken wollte — so entstanden fromme Mörder, die sich nichts als selig werden dachten, und auf Andere ihre Sorge fürs selig sterben ausdehnten — sie schnitten unschuldigen Kindern den Hals ab, damit sie nicht jemanden in seinen Sünden zur Hölle hinabreissen mögten — — —. Solche redende Beyspiele liefert die Erfahrung, und andere Gründe braucht's nicht, um aus Amtspflicht die Obrigkeit zu bewegen, einen alten Gebrauch — die Begleitung der Missethäter durch Prediger zum Gericht — völlig abzuschaffen.

Wenn je ein frommer Schwärmer, angesteckt durch die erbauliche Hinrichtung eines bekehrten, von Geistlichen in den Himmel hineingeschobenen Verbrechers auf den rasenden Einfall gekommen wäre, mit seiner Wahl auf einen frommen Prediger zu fallen, der eben durch die Bekehrung und durch

die

die tröstende Begleitung eines Missethäters ganz himmelsfähig geworden wäre, und ein schwärmender Mordgeist erstäche ihn auf der Stelle, und gestünde es nachher, daß er ihn bloß getödtet hätte, um dem Himmel einen zuverlässig gewissen Seligen zu liefern, und dadurch das Verbrechen zu mindern, durch welches er selbst seinen Bekehrungsweg über den Richtplatz zum Himmel nehmen wollte; in so einem ganz neuen Fall würde der allerorthodoxeste Vertheidiger der Armen-Sünder-Begleitung gewiß der Erste seyn, alle andere Considerationen beyseite zu setzen, und einer so entsetzlichen Folge wegen, diese vom Herrn Goeze als heilsam gepriesene Begleitung bey einem Hochweisen Rath demüthigst zu verbitten, gesetzt auch, daß durch seine jetzt erschienene kräftige Vorstellung die Obrigkeit bewogen würde, die gegebene Verordnung wieder aufzuheben.

Und wenn der warme Eiferer Goeze gewissenhaft beichten sollte, ob er wol Lust hätte, auf solche Weise der Märtyrer seiner vertheidigten Prediger-Begleitung zu werden, und durch diesen erbaulichen Actum in Gefahr zu kommen, daß der erste dadurch erweckte Mörder ihn heraussuchte, um ihn in den Himmel zu schicken: so würde er, ich will nicht

sagen, wahrscheinlich, doch aber vermuthlich, seine vertheidigte Sache aufgeben, und vielleicht mit dem Corinthischen Weisen sagen, tantum poenitere non emo. Die Sache ist wol recht gut und schön, Missethäter recht pompeuse vom Richtplatz in den Himmel hinein zu spediren; aber der Preis ist zu hoch, wenn man drüber in Gefahr kommt, selbst deshalb durch den Vorspann eines falschfrommen, himmelsbegierigen Bösewichts hineintransportirt zu werden.

So viel über die Sache selbst, und nunmehr noch etwas über die Art, wie dieser Streit ist geführt worden.

Der Angriff des Herrn Hauptpastors Goeze auf den Herrn Prediger Sturm geschah in der That nicht in dem donnernden Ton, den wir wol sonst in seinen gelehrten Kriegen haben kennen lernen. Er macht Anspruch auf die ruhige philosophische Untersuchung, und er führt die Sprache der Bescheidenheit, die einem vernünftigen Manne überaus wohl steht. Da ist also kein Wort gegen zu sagen. Jeder Gelehrte hat das Recht, seine Meynung zu sagen, wenn sie gleich nicht die Meynung

des

des anders urtheilenden Gelehrten ist, und es kömmt nicht darauf an, wie sacht oder wie kräftig, durch Gründe oder durch Witz, jemand seinen Gegner zu bestreiten für gut findet. Aber Herr Goeze fällt wieder auch bey diesem Streit in seine Lieblingssünde, und will, durch die ihm eigene Consequenzienmacherey, den ehrlichen, von Allen geliebten Sturm verketzern, ihn in den Verdacht der Abweichung von der ihm allein rein scheinenden Lehre unserer ersten Reformatoren bringen.

Weil Herr Sturm die Begleitung der Missethäter durch Geistliche als eine Reliquie des alten Aberglaubens ansieht, der durch die Reformation nicht ganz getödtet wurde: so macht ihm Herr Goeze daraus ein schweres Verbrechen, und erregt gegen dessen Rechtgläubigkeit mächtige Zweifel.

Aus den Sätzen des Herrn Sturms ziehet Herr Goeze, Seite 3. die Consequenz: ad I. Also hätten die Obrigkeiten, welche bisher die Begleitung befohlen -— anstatt etwas Gutes, in manchem Betracht etwas Schädliches verordnet — hätten sich folglich nicht des Wohlgefallens Gottes zu getrösten, sondern schwere Verantwortung zu besor-

gen. Das sind Herrn Goeze's eigne Worte, wie zu lesen in seinen gewissenhaften Erinnerungen, Seite 3. Und was will er mit dieser Consequenz darthun? Wir wollen ad modum seiner Consequenzmacherey und in seiner Seele fortschliessen: Also hat sich Herr Sturm schwerlich gegen die alte, selige, längst verstorbene hohe Obrigkeit versündigt, daß er ihr Mangel an Einsicht in einer Verordnung beymißt, die mehr schädlich als nützlich war. Herr Sturm ist folglich ein Empörer gegen die Gesetze uralter Obrigkeiten, und die jetzige Obrigkeit sollte von Rechtswegen den Aufrührer Sturm dafür strafen, daß er solche Gedanken gegen ihre Amtsvorfahren hegt, denn sonst könnte nach hundert Jahren wieder ein Sturm aufstehen, der auch die jetzigen Verordnungen der lebenden Obrigkeit taxirte, und ihr Mangel an Einsicht schuld gäbe, ihr das Wohlgefallen Gottes abstritte, und sie schwerer Verantwortung bloßstellte. Was für schnurrige Folgerungen lassen sich nicht machen, wenn man einmal eine ordentliche Consequenzenfabrik angelegt hat!

Wie aber, wenn nun jemand boshaft genug wäre, ähnliche Fabricata auf Herrn Goeze's Stuhl zu weben, um ihn mit seiner eigenen Methode zu

bezahlen? Wenn Herr Seurm, oder da dieser Mann, den, nach dem Zeugniß aller ehrliebenden Leute, der sanftmüthige Geist Christi in vollem Maaße beseelt, es nicht thut, einer seiner Anhänger minderer Delicatesse, aus des Herrn Pastors Goeze Schrift auch solche Folgerungen ziehen und sagen wollte:

Da Herr Goeze die Begleitung der Missethäter durch Prediger, durch offenbare Bestreitung der Sturmischen Belehrung, mehr für nützlich als schädlich hält, und das ausdrücklich drucken läßt: so gelten seine Schlüsse, die er in Absicht alter, längst entschlafener Obrigkeiten wider den Herrn Sturm anbringt, die jetzt lebende Obrigkeit. Denn wenn er dieser gleich das Compliment macht, daß sie ein unumschränktes Recht hätte, das zu verordnen, was ihr am rathsamsten dünkte: so laufen seine beygebrachten Raisonnements und Entscheidungsgründe der wirklich gegebenen neuern obrigkeitlichen Verordnung doch gerade entgegen. Er hält die Begleitung für nützlich, die seine Obrigkeit als schädlich abschaffte, er legt es dem mit dem Magistrat einstimmigen Sturm zur Last, daß er die vormaligen Obrigkeiten antastete, und eo ipso

 mißt

mißt er der jetzigen Obrigkeit das bey, was, nach seiner Schliessungsart, Sturm den ehemaligen Obrigkeiten beymessen soll — — Mangel an Einsicht, das Entstehen des göttlichen Wohlgefallens, und schwere Verantwortung — —. Und das thut er vor den Ohren des Volks, was seiner jetzigen — nicht der Obrigkeit des vorigen Jahrhunderts, mit Vertrauen und überzeugter Beystimmung gehorchen soll — —.

Hierüber durch wahre Consequenzenmacherey dem Herrn Hauptpastor den Proceß zu machen, wäre gewiß recht sehr unartig —. Er dachte sicherlich eben so wenig daran, die zeitige Obrigkeit über diese neuere Verfügung zu tadeln, als Herr Sturm daran dachte, jene unbekannte selige Obrigkeit um das Wohlgefallen Gottes und in schwere Verantwortung zu bringen. Aber wenn man doch einmal an der Folgerungssucht krank liegt, so muß dieselbe Schlußart auf den Herrn Pastor Goeze gelten, die er gegen Herrn Sturm geltend gemacht wissen will.

Auf die von jenem gemachte Consequenz ist die Antwort leicht und natürlich, um ihren ganzen Ungrund zu zeigen: denn anfangs vielleicht brachte

die statuirte Begleitung der Prediger bloß gute Wirkung hervor — hatte damals vielleicht nicht die üble Folgen für den Staat, die sich erst spät nachher äusserten — — und selbst ohne Irrthum, ohne Mangel an Einsicht konnte die Obrigkeit in vorigen Zeiten eine Sache nachgeben, oder selbst verordnen, was in der Folge, da sich die Umstände änderten, nicht mehr zugelassen werden konnte, oder:

Die vormalige Obrigkeit war kein allwissender Herr-Gott, bestand aus fehlbaren Menschen, aus dieser Klasse von Geschöpfen, die auf der Leiter der Vollkommenheit von Stuffe zu Stuffe höher steigen konnte — sie verfügte gute Sachen, und ließ ihrer Nachkommenschaft noch Raum, bessere Verfügungen zu treffen. — —. Wenn so jede Obrigkeit, nach dem Maaß ihrer besten Einsichten, das verordnet, was sie für heilsam erachtet: so kann sie sich gewiß des göttlichen Wohlgefallens getrösten, so ladet sie keine Verantwortung auf sich, wenn sie thut, was sie kann. Und wenn nach hundert Jahren die spät nachfolgende Obrigkeit es noch besser macht, so haben beyde nur gleiches Verdienst — die erste, den Grund gelegt, und die zwote, darauf gebauet und gebessert zu haben.

Obrigkeiten sind Menschen, und können fehlen — das untergeordnete Volk muß gehorchen, hat aber das Menschenrecht, zu denken, zu reden, und öffentlich zu schreiben. Die Engländer müssen ihre Taxen bezahlen, aber sie haben die republica-

nische Erlaubniß, dagegen zu reden — wir Preussen haben in einem Stück mehr Freyheit, gegen unsern Souverain zu sagen, was wir wollen — und mit minderer Gefahr kann man den König frey tadeln, als den Bürgermeister in Amsterdam — — Ersterer ist seiner Größe gewiß, Letzterer hängt von der aufbrausenden Meynung seiner Mitbürger ab. Abbe Raynal hatte über gewisse königliche Preußische Verfassungen sehr kühn tadelvolle Meynungen geschrieben, und er ward nicht weniger gut von dem Geistesfreyheit schützenden Monarchen aufgenommen. — In einem kleinen Freystaat, wie in Hamburg, muß der patriotische Bürger reden, wie Herr Sturm redet, nicht, wie Herr Goeze, bloß Complimente und Unruhen erweckenden Widerspruch um sich her werfen, wenn er nicht bösen Saamen der Zwietracht — ausstreuen will. In einem solchen Staat hat der gute Bürger viel Delicatesse nöthig, wenn er zum gemeinen Besten freymüthig seyn will, ohne von der andern Seite Unheil zu stiften — — —. Der Weise mag diese Hieroglyphe näher entziffern, die es werth ist, einen Theil der Staatsmysterien auszufüllen.

Auf gleiche Weise, wie Herr Goeze seinen würdigen Collegen in Verdacht bringen will, gegen die Weisheit vormaliger Obrigkeiten sich empöret zu haben, sucht er ihn auch von der Seite der Rechtgläubigkeit anzutasten, und dieß ist — gerade das, was ich zum Besten des Herrn Hauptpastors gern entschuldigen mögte, wenn ich könnte. In diesem

Punkt

Punkt leider! verdient er weder Entschuldigung, noch Schonung.

Immer war das seine böse Seite, daß er so gar gerne verketzert und verdammt. Dieß ist der Fall auch in dieser Schrift. Er bezüchtiget den guten Sturm, daß er einen harten Angriff auf die theuren ersten Reformatoren gethan habe, indem er annähme, daß solche noch etwas vom alten Aberglauben beybehalten hätten. Er macht die bittere Anmerkung, daß die neuen Reformatoren so gern die alten einer ewigen Verehrung würdigen Reformatoren, die unter dem sichtbaren Beystande Gottes die Glaubenslehre und Kirchenverfassung wieder hergestellt hätten, so gern schwarz machen mögten; und er versichert alle treue Freunde der evangelischen Wahrheit, daß es sothanen neuen Reformatoren nicht gelingen werde — — —.

Diese böse Stelle in der Schrift des Herrn Goeze macht die Absicht offenbar, daß der Herr Prediger Sturm, in welchem Hamburg einen guten evangelischen Lehrer ausnehmend schätzt, in den Verdacht gesetzt werden soll, als ob er es mit der durch die alte Reformatoren hergestellten Glaubenslehre nicht treu meyne, und daß er zu den neuen Reformatoren gehöre, denen Gott ihre Absichten nicht werde gelingen lassen.

Ich brauche es wol nicht erst zu erweisen, wie viel Ungerechtigkeit in dieser Beschuldigung gegen

den Prediger **Sturm** der Hauptpastor **Goeze** ausübet. Wer die ersten Reformatoren nicht vergöttern will, wird zugeben, daß sie fehlen, noch manche abergläubige Gewohnheit übersehen, und nicht alle Vollkommenheit erreichen konnten. Aber — nein! sagt Herr **Goeze**, sie reformirten ja **unter dem sichtbaren Beystande Gottes**, wodurch sie vor allem Irrthum bewahrt wurden. Gut! alles in der Welt reift zur Vollkommenheit, unter dem Beystande Gottes, aber alles wächst doch nur nach und nach, und auch Luthers Erkenntniß nahm täglich zu. Was unter dem Beystande Gottes Luther anfangs noch dunkel und unvollkommen erkannte, das sahe er beym fortdaurenden Nachdenken, einige Zeit später, oft von einer ganz andern Seite an, mit mehr Richtigkeit; aber immer blieb sein Erkenntniß, wie unser aller Wissen, Stückwerk, immer eines größern Wachsthums fähig —— Wer nach Luthern bessert und reformirt, der weicht darum von der Bahn der ersten theuren Reformatoren noch nicht ab, er geht nur fort auf dem Wege zur Vollkommenheit, thut, was Luther thun würde, wenn er noch lebte. Und es ist äusserst lieblos, gleich einen jeden der Abweichung von den ersten Reformationslehren zu beschuldigen, der über eine Sache seine freye Meynung sagt, von welcher im Anfange seiner Schrift Herr **Goeze** selbst eingestehet, daß solche in der heiligen Schrift weder bejahet noch verneinet werde, über welche Gelehrten und verständigen Christen freystünde, Untersuchung anzustellen, und, nach seiner Ueberzeugung, mit Ja oder mit Nein zu antworten.

Warum begnügt sich Herr **Goeze** nicht, bloß sein **Ja** zu vertheidigen, und das **Nein** des Herrn **Sturm** zu bestreiten? Warum erfindet er Anklagen, daß **Sturm** der

Ehre

Ehre unserer theuren Reformatoren zu nahe getreten sey, und der durch dieselben wieder hergestellten Glaubenslehre und Kirchenverfassung nicht Achtung genug bewiese? Wozu denn diese Anklagen, als: seinen Collegen bey der Gemeinde, wo er Gutes stiftet — schwarz zu machen?

Mit des Herrn Goeze's eigenen Worten zu reden, können Freunde der Wahrheit und des nach Wahrheit forschenden Sturms gewiß glauben, daß böse Absichten, einem ehrlichen Manne zu schaden, nicht gelingen werden. Ich habe nichts gegen Bestreitungen —. Die Wahrheit gewinnt immer, aber die Consequenzmacherey, wodurch, anstatt nur das Object des Streits zu untersuchen, man seinen Gegner bloß schwarz zu machen, zu verketzern und zu verdammen sucht, mögte ich aus allen gelehrten Streitigkeiten von Herzen herauswünschen.

Was Herr Sturm auf diese Anschuldigung geantwortet haben soll, ist mir nicht zu Gesichte gekommen. Man hat mir versichert, daß er in einem gedruckten Blatte bloß bezeugt habe, **wie tief er sich gekränkt fühle.** Schön ist's von ihm, daß er nicht wieder schalt, da er gescholten wurde, nicht dräuete, da er litte —— aber daß er sich kränkte, darinn scheint er mir Unrecht zu haben. — War seine Absicht nicht gut? Kann er fordern, daß jedermann mit ihm gleicher Meynung seyn soll? Sind ihm in dieser Welt Beleidigungen so ganz fremd? Hat er zu wenig Vertrauen in seinen allgemein anerkannten Werth, um zu glauben, daß vernünftige Menschen nun schlechter von ihm denken werden? Ich wünsche ihm aufrichtig Mannesfestigkeit, um durch unbillige Beschuldigungen sich nicht abschrecken

zu lassen — ferner auch durch öffentliche Schriften zu lehren, was er zur so nöthigen Aufklärung seiner Hamburgschen Zeitgenossen für gut findet.

Aus einem andern Geist und Ton redet ein Ungenannter, der, um den Prediger Sturm zu vertheidigen, dessen Gegner, den Hauptpastor Goeze, in einer kleinen Schrift, unter dem Titel: Was sind Goezens gewissenhafte Anmerkungen? ꝛc. nicht tadelt, nicht widerlegt, sondern mit Heftigkeit und ganz ungesittet herunterreißt.

Dieser Verfasser thut nichts als schimpfen, bedient sich der unanständigen Ausdrücke: alter Stänker, alte Stänkereyen, legt dem Manne, dem er in einer gelehrten Streitigkeit begegnet, einen hauchenden und bellenden Cerberusrachen bey, giebt ihm den Beelzebub zum Vater, und flucht ihm endlich gräßlich, wie Herr Goeze mit aller seiner eifernden Heftigkeit nie geflucht hat, wenn er zu ihm sagt: "Stirb in deiner schwarzen Bosheit! verschlinge mit deinem scheußlichen Rachen allen den Geldgeiz und Eigennutz, den du dir auf Anderer Leben sammlest!"

In der That, ein solcher unanständiger Ton macht denen, die sich in gelehrte Kriege mischen wollen, wenig Ehre. — Es thut mir leid, es sagen zu müssen, er ist bey Mehrern in Hamburg Mode, die sich zu den Gelehrten zählen wollen. — — Auch D. Moldenhawer vergaß alle gute Sitten, als er über den Sinn einer evangelischen Weissagung mit dem Hauptpastor Goeze in einen Streit gerieth — die schimpfsüchtigsten Ausdrücke von niederträchtig und der-

gleichen,

gleichen, Beschuldigungen des Geizes, der Bosheit und Gott weis! welcher Laster, spie er gegen seinen geistlichen Amtsbruder aus, und es war ein Streit, eben so herabwürdigend, wie zwischen **Wieland** und **Nikolai**, als sich diese ehrbare Männer vor den Augen der ehrbaren Welt — **für garstige Böcke** ausschimpften.

Was ich damals als Fragment über den Ton einiger heutigen Litteratoren und ihrer Streitmethode in der zu Frankfurt am Mayn herauskommenden Gelehrten Zeitung urtheilte, das muß ich auch auf die noch hier nicht verfeinerten gelehrten Klopffechtereyen anwenden. Mein damaliges Urtheil über diese ungesittete Aufführung solcher Männer, welche die Welt, Sitten und guten Ton lehren wollen, fand Beyfall auch bey dem Recensenten in der Altonaer Postreuterzeitung. Aber auch diese Zeitung ist Document der noch daurenden apostolischen Wahrheit: **Das Wollen hab' ich wol, aber das Vollbringen des Guten find' ich nicht.** Denn eben dieser Recensent, der ehedem den Hauptpastor **Goeze** nicht mit den Waffen der Gelehrten, mit Gründen oder mit lachendem Witz, nicht mit dem gar heilsamen Salz der Satire tadelte, sondern ihn gar lästerlich schmähete; der meinem gegen Beschimpfungssucht gerichteten Fragment seinen gütigen, unschätzbaren Beyfall öffentlich angedeihen ließ, giebt ebenfalls wieder neuerliche Beweise, daß es leichter sey, die Pflicht eines gesitteten Tons zu erkennen, und ihr Beyfall zu geben, als diese Pflicht **auszuüben.**

In seinem Streit mit dem Magister **Würzer** herrscht eben von Seiten des Recensenten der häßliche Ton der Schimpfsucht, durch den Gelehrte und ihre Zunftgenossen sich so unbe-

schreiblich

schreiblich erniedrigen. In Nr. 21. der Beyträge zum Postreuter lese ich gegen **Würzers** Vertheidigung seiner angefochtenen, und doch bey alle dem nicht zu verachtenden Annalen zweymal hinter einander das kraftvolle: **Gewäsche,** das demüthige Bekenntniß, daß Recensent **nicht Ursach fände, das Geringste dagegen vorzubringen,** (welches allenfalls aufs Wort geglaubt werden kann — —) lese dieses Bekenntnisses ohngeachtet das Schimpfwort: **Unverschämter Jüngling!** und die verächtliche Wiederholung des Worts **Jüngling,** welches auf einen Mann von dreyßig mit Denken ausgefüllten Jahren doch nichts — als Beschimpfung sagen will; und ich lese die Bekanntmachung einer ausgekundschafteten, wahren oder falschen Sache, daß der Druckort nicht **Altona** sey, sondern **Hamburg** — — Eine Entdeckung, wenn sie richtig ist, die dem Verfasser Ehre macht, aber — nicht dem Verräther, wenn dadurch der Zweck bezielt würde, ohne Amtsberuf irgend einen Drucker in Verdruß zu bringen. — — Kann man denn schlechterdings nicht widersprechende gelehrte Meynungen äussern, ohne seinen Gegner zu schimpfen, oder im bürgerlichen Leben ihm zu schaden? Wie liebenswürdig würde mancher Recensent werden, und wie manche reelle Ungelegenheit würde er sich haben ersparen und noch künftig vermeiden können, wenn er bloß gründlich oder witzig widerlegte, und zu schimpfen und durch Verklatschungen schaden zu suchen aufhörte, um so mehr, wenn er kein Jüngling mehr ist, und den Jahren nach schon könnte gelernt haben, als Mann zu denken!

Gedruckt zu Wandsbeck von Herm. Christ. Eckstorff.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cranz, August Friedrich,

Wahrheiten, Launen und Einfälle für die Bedürfnisse des laufenden Zeitalters

Hamburg 1785

Polem. 2876
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10777185-6
VD18 14761874-001